

Kurzprotokoll des literarischen Gesprächs zu

Stefanie Höfler: Der große schwarze Vogel. Beltz und Gelberg 2019

vom 21.1.2020

Wir haben diesmal eine lange Vorleserunde.

Das Blitzlicht erbringt viele emotional bewegte Äußerungen: Die Lektüre hat berührt, wenn sie auch bedrückend war; sie hat gefesselt, obwohl keine Spannung aufgebaut wurde; sie war traurig, trotz des nüchtern Erzählstils; das Buch sei liebevoll, traurig und doch schön. Es wurde gern gelesen. Verschiedene Konzepte des Umgangs mit dem Tod sind dargestellt worden, hieß es.

Völlig unerwartet liegt die Mutter des 14-jährigen Ich-Erzählers Ben morgens tot im Bett, Sanitäter machen sich an ihm Körper vergeblich zu schaffen. Diese Situation und die folgende Woche beschreibt Ben chronologisch Tag für Tag. Diese Haupterzählung wird unterbrochen von kurzen „Davor“-Kapiteln vor allem in der ersten Buchhälfte, die Szenen mit der Mutter und Familie in kurzen Bildern aufrufen, und von „Danach“-Kapiteln, die gegen Ende häufiger Situationen schildern, die sich deutlich später abspielen. Ben, sein kleiner Bruder Krümel und der Vater sind zunächst fassungslos, hilflos, begreifen nur langsam und haben jeweils eine eigene Umgangsform mit dem Schock. Der Vater ist in seiner Depression vergraben und spielt kaum eine Rolle. Der sechsjährige Krümel geht unbefangen und, wie wir meinen, authentisch mit dem Tod um: Er bastelt ein kleines Mausoleum, und über Nacht bemalt er mit seinem liebevollen großen Bruder den Sarg mit bunten Farben, wie die kreativ-naturverbundene, spontane und emotionale Mutter sie gemocht hätte. Ben dagegen ist zunächst ein präziser, geradezu nüchterner Beobachter des Unbegreiflichen. Er sucht die Lieblingsorte der Mutter im Wald auf, erforscht das Erschrecken in den Gesichtern der Leute, wenn er ihnen „Meine Mutter ist tot“ unerwartet sagt, kümmert sich um Krümel und geht bald wieder in die Schule, wo ihm die anderen mit einer Mischung aus Neugier und Vermeidung begegnen. Die Klassenkameradin Lina, „Expertin für den Tod“, nimmt dagegen nahen Kontakt mit ihm auf; schließlich erfährt er, dass ihr Bruder nach einem Unfall seit Langem im Koma liegt, es gibt kaum Hoffnung für ihn. An einsamen Orten sieht Ben die Mutter, sie spricht zu ihm. Am Ende dieser Woche, nachdem er den Vater angeschrien und um die Mutter geweint hat, schickt er ihren Geist weg. Mit Lina ist eine neue Beziehungsform in sein Leben getreten.

Unser Gespräch dreht sich durchweg um die Figuren des Textes, die differenziert psychologisch auserzählt sind. Zwei der sechs Anwesenden haben beim Lesen an die eigene Mutter gedacht, andere gar nicht. Ein wenig bewegt sich die Schilderung in Richtung Klischees – die extrovertierte Mutter mit ihrer „wildem Lockenpracht“ und ihrer ungestümen Liebe zu Bäumen; die allzu schöne kindliche Unbefangenheit Krümels; die Liebesgeschichte im richtigen Moment; die Loslösung Bens, die Zeit braucht und die sich nach seiner emotionalen Taubheit erwartungsgemäß später in den ersten Tränen später ausdrückt. Ein komprimierter Realismus, aber kein Kitsch, so finden wir. Die zeitliche Verschachtelung in Form von kurzen Flashbacks ergibt für uns ein stimmiges Gesamtbild und erlaubt eine Erfahrung: zu verstehen, wie der Tod ins Leben tritt und in dessen Chronologie einschneidet. Die Reminiszenz an „Die Brüder Löwenherz“ durch Krümel könnte eine schöne Rolle im Unterricht mit dem Buch spielen.

Lässt sich eine siebte oder achte Klasse auf die Geschichte ein? – Ja, meinen wir, das Thema ist wichtig, weil in jeder Klasse Kinder und Jugendliche sitzen, die mit dem Tod in irgendeiner Form konfrontiert sind. Das Buch zeigt, wie man darüber sprechen, damit weiterleben kann, und es ist literarisch und sprachlich anspruchsvoll, ohne auf diesen Ebenen zu überfordern. cr